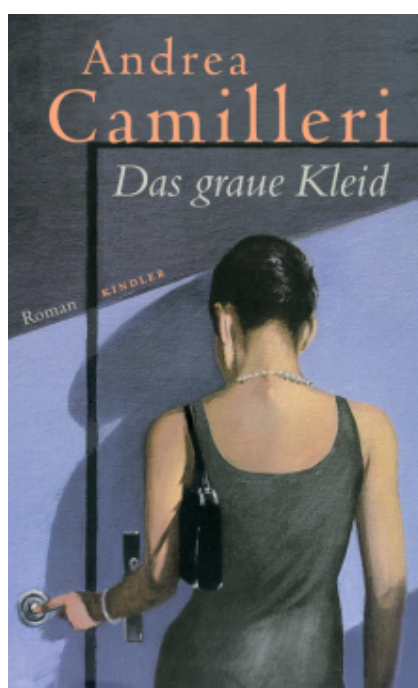


Leseprobe aus:

Andrea Camilleri

Das graue Kleid



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

I

Punkt sechs Uhr wurde er wach, wie jeden Morgen.

Er richtete sich mit dem Oberkörper auf und beugte sich, auf die Gefahr hin, aus dem Bett zu fallen, zur Seite, um mit der linken Hand nach seiner Armbanduhr auf dem Nachttisch zu tasten. Er fand sie, legte sich wieder hin und knipste mit der anderen Hand das Licht an. Dann blickte er auf das Zifferblatt und sah, dass es tatsächlich sechs Uhr war.

Wie hätte es auch anders sein können? Nach über vierzig Jahren hatte sich sein Körper längst daran gewöhnt und seinen inneren Wecker auf diese Stunde eingestellt, und nie ging er falsch. Auch wenn er sich am Abend zuvor mit dem Vorsatz hingelegt hatte, eine Stunde später als gewöhnlich aufzustehen, klingelte sein innerer Wecker dennoch um Punkt sechs, ohne dass er etwas dagegen hätte tun können.

Mittlerweile gab es viele Dinge, die sein Körper morgens fast schon automatisch tat. Wieso musste er – um nur ein Beispiel zu nennen – so lange im Dunkeln herumtasten, bis seine Fingerspitzen endlich das Glas der Uhr berührten, er sie in die Hand nehmen und das Licht mit der anderen Hand anknipsen konnte, um zu sehen, wie spät es war? Wäre es nicht sinnvoller gewesen, nur eine Hand zu benutzen, um das Licht anzuknipsen, die

Uhr zu nehmen und zu sehen, wie spät es war, ohne diesen ganzen Aufstand zu machen? Außerdem hätte das viel Energie gespart. Und auch viele Uhren, wenn man es genau betrachtete. Denn im Laufe der vierzig Jahre hatte er vor lauter Herumgetaste im Dunkeln drei Uhren kaputt gemacht, weil sie ihm auf den Boden gefallen waren.

Aber wie stellt man seinen inneren Wecker auf eine andere Zeit ein? Wahrscheinlich hätte man sogar einen normalen Wecker, der vierzig Jahre lang mit dem großen Zeiger auf der Sechs auf dem Nachttisch stand, nur schwerlich aus dieser Stellung lösen können.

Und dabei musste er von diesem Morgen an gar nicht mehr länger um die Uhrzeit wach werden.

Tags zuvor war er nämlich in den Ruhestand getreten.

Doch offensichtlich hatte sein Körper die offizielle Mitteilung über den erfolgten Ruhestand noch nicht erhalten, denn fünf Minuten nach dem Aufwachen war er, trotz eines schüchternen Versuchs, noch ein wenig länger liegen zu bleiben, wie gewohnt auf den Beinen. Vom Bad aus – an diesem Morgen war das Brennen so heftig gewesen, dass ihm die Tränen gekommen waren – ging er in sein enges, langgestrecktes Ankleidezimmer, dessen eine Wand ganz von einem weißen Einbauschränk ausgefüllt war. Giovanni hatte bereits Wäsche und einen Anzug über den Kleiderständer gehängt. Er hatte ihm am Vorabend keine genaueren Anweisungen gegeben, was er ihm zum Anziehen für den nächsten Tag herauslegen sollte, daher hatte sein Hausdiener sich für etwas Neutrales entschieden, nämlich für einen dunkelgrauen Anzug mit einem weißen Hemd und einer einfachen Krawatte.

Als er sich fertig angezogen hatte und im Spiegel betrachtete, fühlte er sich seltsam unwohl. Kein Wunder, wurde ihm gleich darauf klar: Er war so angezogen wie jeden Tag, als müsste er in die Bank gehen.

Aber das musste er ja nun nicht mehr.

Doch er hatte auch keine Lust, den Schrank aufzumachen und sich einen anderen Anzug herauszusuchen. Was überdies ein ziemlich schwieriges Unterfangen geworden wäre: Seit Jahren schon hatte er den Schrank nicht mehr aufgemacht, und zwar seit dem Augenblick, da er mit Adele beschlossen hatte, die Wohnung in zwei Bereiche aufzuteilen, weshalb er nicht wusste, wo genau der Hausdiener seine Anzüge hingehängt hatte. Noch einmal betrachtete er sich im Spiegel, und dieses Mal fand er, dass er eindeutig albern aussah. Er war wie für eine Vorstands-sitzung angezogen, und dabei war doch das Einzige, dem er jetzt noch vorstehen musste, damit er nicht gar nichts tat, die ungeheuer viele Zeit, die er ab diesem Tag zur Verfügung hatte.

Nein, er musste sich unbedingt umziehen.

Der Wandschrank war in zwei übereinander angeordnete Abteile gegliedert, und jedes Abteil bestand aus sechs Unterabteilen. Er öffnete das erste zu seiner Rechten und machte es gleich wieder zu, denn es beinhaltete ausschließlich Sommeranzüge. Ebenso das zweite. Das dritte war vollgestopft mit Anzügen für die Übergangszeit. Die trug fast niemand mehr, weil es die Übergangszeit schon lange nicht mehr gab; man stolperte mittlerweile ohne Übergang von der Hitze in die Kälte und umgekehrt.

Die Richtung war ihm jetzt klar: Die Winteranzüge be-

fanden sich in den übrigen drei Schrankabteilen, wenn man von links anfing. Doch in dem Moment verließ ihn endgültig jede Lust, noch weiterzusuchen.

Lächerlich, das stimmte. Aber wem gegenüber war er schon Rechenschaft schuldig? Er hatte ja nicht die Absicht wegzugehen, und er erwartete auch keinen Besuch. Doch eines zumindest konnte er tun, etwas, das völlig außer der Reihe war und die vierzig Jahre Gewohnheit durchbrach: die Krawatte ausziehen. Er griff mit der Hand zum Hals, um den Knoten zu lösen, doch am Ende hatte er den Knoten noch enger gezogen, sodass er um ein Haar erstickt wäre. Er schaffte es einfach nicht, ihn zu lockern. Als wären seine Finger dazu aufgerufen, etwas völlig Widernatürliches zu tun, und sich einfach weigerten. Wie konnte das sein? Abends, wenn er sich auszog, war ihm das doch auch noch nie passiert!

Tja, abends. Aber nicht morgens um sieben. Seine Finger waren daran gewöhnt, den Knoten morgens zu binden, nicht ihn aufzulösen. Das konnte eine mögliche Erklärung sein. Und es war auch ein Zeichen dafür, dass es wohl lange dauern und schwierig werden würde, seinen Körper auf andere, ungewohnte Abläufe einzustellen. Der Knoten widerstand auch dem letzten Versuch. Kaum konnte er noch atmen. Schließlich lief er ins Badezimmer, nahm eine Nagelschere, schnitt den Knoten mittendurch und warf beide Teile der Krawatte in den Mülleimer.

Er konnte hören, wie jemand an der Tür klopfte, jedoch so leise, dass er es sich fast einzubilden glaubte.

«Ja?»

«Ist alles in Ordnung, Signore?», fragte Giovanni besorgt.

«Ja.»

«Ich habe Ihnen frischen Kaffee gemacht, Signore.»

Frischen Kaffee. Er hatte sich viel zu lange im Ankleidezimmer aufgehalten und dadurch den strengen morgendlichen Ablaufplan durcheinandergebracht.

Giovanni, der das Kaffeetablett aus dem Arbeitszimmer hatte holen wollen, hatte die Tasse noch voll vorgefunden und schnell einen frischen Kaffee aufgebriht, denn von abgestandenem Kaffee bekam er Magenschmerzen. Und er hatte es sogar gewagt, ihn anzusprechen, weil er geglaubt hatte, es ginge ihm schlecht.

Dem Hausdiener war von seinem ersten Arbeitstag an eingetrichtert worden, niemals seinem Herrn unter die Augen zu kommen oder gar das Wort an ihn zu richten, bevor dieser nicht seinen Kaffee getrunken hätte.

Diese Schrulle war ihm gekommen, nachdem er angefangen hatte, in der Bank zu arbeiten.

Beim Aufwachen verwandelte sich sein ganzes Wesen in eine Monade – so hatte er selbst dieses seltsame Befinden definiert und damit Erinnerungen an seine Schulzeit bemüht –, eine Monade, die kugelförmig in sich verschlossen war, unfähig, auch nur den kleinsten Spalt zur Außenwelt hin zu öffnen, ohne das Gefühl einer Beschädigung zu erfahren. Die Konfrontation mit einer Stimme, einer Bewegung, einem Gesicht beschädigte ihn. Auf diese Weise geschützt und wie in einen Kokon eingesponnen, konnte sich sein Gehirn vollständig den Din-

gen widmen, mit denen er im Laufe des Tages zu tun haben würde, sodass er bei seiner Ankunft im Büro klar und deutlich jeden Schachzug, jede zu treffende Entscheidung in seinem Kopf festgelegt hatte. Sobald er seinen Kaffee getrunken hatte, fühlte er sich imstande, die ganze Welt zu empfangen.

Als er noch bei Adele übernachtete, drehte er sich beim Aufwachen nicht einmal zu ihr hin, weil er so überzeugt war, dass allein der Anblick ihres sich unter der Decke abzeichnenden Körpers sein Gehirn daran hindern würde, die Rollläden zur Außenwelt vollständig herunterzulassen. Mucksmäuschenstill, damit sie nicht aufwachte, kletterte er aus dem Bett und ging mit dem schnellen, leichten Schritt eines Diebes durch die Flure und Zimmer der großen Wohnung, in der es keine anderen Menschen zu geben schien, weil der damalige Hausdiener und das Dienstmädchen sich perfekt seinen Bewegungen anzupassen wussten, indem sie ein Zimmer erst betraten, wenn er es verlassen hatte.

Die Zeit, die wie eine riesige reglose Wolke in der Wohnung zu hängen schien, setzte sich in Bewegung, sobald einer der beiden Hausangestellten leise an die Tür klopfte – zehn Minuten nachdem er sich in sein Arbeitszimmer eingeschlossen hatte, um eine halbe Tasse Kaffee zu trinken, die erste mit einem gestrichenen Teelöffel Zucker gesüßt, die zweite ungesüßt, weil er den auf dem Grund der Tasse verbliebenen Zucker nutzte.

«Kann ich abräumen, Signore?»

«Ja.»

Und es war, als ob die Wohnung wieder anfangen würde zu atmen, nachdem sie die Luft angehalten hatte, die Möbel knarrten wieder, man hörte Schritte leicht über das gewienerte Parkett gleiten, irgendwo in der Ferne war die Klingel an der Dienstbotentür wieder zu vernehmen.

Er machte sich an die Durchsicht der Papiere in seiner Aktentasche, die er am Abend zuvor bereitgestellt hatte, und als auch nicht mehr der geringste Zweifel bestand, dass sie alle in der von ihm gewollten Ordnung vorhanden waren, stand er auf und warf einen letzten Blick auf den riesigen schwarzen Mahagonischreibtisch (Adele nannte ihn den «Katafalk»), den er von seinem Vater geerbt hatte, und ging ins Vorzimmer, wo der Hausdiener mit dem der Jahreszeit entsprechenden Überzieher, einem Loden- oder Regenmantel, und dem Hut in der Hand bereits auf ihn wartete. Neben dem Trottoir stand der Wagen der Bank, mit geöffneter Hintertür und dem stocksteifen Chauffeur an ihrer Seite.

An jenem Morgen öffnete er, kaum dass Giovanni das Tablett vom Schreibtisch geräumt hatte, wie gewohnt die Aktentasche, die er aus der Bank mit nach Hause genommen, am Abend zuvor aber unangetastet gelassen hatte, weil keine Dokumente in ihr steckten, die er durcharbeiten musste, sondern lediglich drei Briefe, deren Inhalt er auswendig kannte. Diese hatte er in dem kleinen Safe seines Büros aufbewahrt. Auch hier, in seinem Arbeitszimmer, hatte er einen solchen, der fast identisch war. Er stand auf, öffnete den Safe, nahm die drei Briefe heraus, steckte sie in die Aktentasche, zog sie reumütig wieder

vor, setzte sich erneut an den Schreibtisch, legte sie nebeneinander vor sich hin und betrachtete sie lange. Drei anonyme Briefe. Und alle drei waren an ihn in der Bank adressiert worden.

Der erste war annähernd dreißig Jahre alt.

Tu, was du tun musst, du weißt schon, was.

Wer zwingt dich denn, so jung zu sterben?

Er hatte diesen Brief sofort Germosino zu lesen gegeben, seinem damaligen Chef.

«Was hat das zu bedeuten?»

«Er ist mit Filippo Palmisano unterschrieben, Dottore.»

«Was sagen Sie denn da? Wenn er doch anonym ist!»

«Es ist so, als wenn er unterschrieben wäre – glauben Sie mir!»

«Wer ist dieser Palmisano überhaupt?»

Eine Frage, die sich nur jemand wie Febo Germosino leisten konnte, der erst zwei Monate zuvor zum Filialleiter befördert und von Florenz nach Montelusa versetzt worden war.

«Der örtliche Mafiaboss, Dottore. Es heißt, er habe drei Tote auf dem Gewissen.»

Germosino war totenbleich geworden und hatte mit der Spitze des Brieföffners den Brief von sich weggeschoben.

«Bringen Sie ihn sofort zu den Carabinieri!»

«Machen Sie Witze? Palmisano lässt mich noch heute erschießen.»

«Was will dieser Palmisano denn?»

«Ein Konto mit einem praktisch unbegrenzten Dispo-

kredit. Vor zwei Wochen hat er den Zuschlag für ein riesiges Projekt bekommen, es geht um den Bau eines Viadukts, und vorgestern hat er einen weiteren für ...»

«Nun, wenn das so ist ...»

«Es handelt sich um öffentliche Ausschreibungen. Er hat den Zuschlag nur bekommen, weil er seine Konkurrenten gezwungen hat, sich zurückzuziehen.»

«Aber wenn er den Zuschlag auf legale Weise bekommen hat ...»

«Verstehen Sie, das Risiko, dem wir uns hier aussetzen, ist enorm!»

«Was sollen wir also tun?»

«Wenn Sie gestatten, würde ich das gerne auf meine Weise regeln ...»

Damit hatte seine brillante Karriere ihren Anfang genommen. Germosino hatte den Bankvorständen seinen Mut und sein Eintreten für das Unternehmen deutlich gemacht, und er hatte sich den Ruf eines Mannes erworben, der die Dinge anpackte, der die Kunst der Vermittlung beherrschte, dem es gelang, die vertracktesten Situationen zu bewältigen.

Der zweite Brief erreichte ihn zwei Jahre später, nachdem er zum Inspektor ernannt worden war.

*Das Blut von Stefano Barreca
wird über dich kommen und über deinen Sohn.*

Den hatte mit Sicherheit der Bruder des Kassierers der Filiale von Albanova geschrieben. Dieser hatte einen Fehlbetrag von dreißig Millionen zustande gebracht, die er

alle beim Zocken in den Spielhöllen seiner Heimatstadt und der Umgebung verloren hatte. Um nicht ins Gefängnis zu müssen, hatte er sich eine Kugel verpasst. Schluss und Feierabend. Was wollte also der Bruder, dieser Herr Staatssekretär im Finanzministerium? Dass er aus Mitleid oder aus Großmut nicht seine Arbeit verrichtete? Doch auch diese Episode hat ihm letztlich genützt: Er war nicht nur ein Mann, der vertrackte Situationen bewältigen konnte, sondern auch fähig, ohne Ansehen der Person vorzugehen.

Im dritten Brief, der drei Jahre nach seiner Hochzeit mit Adele eingetroffen war, stand:

Weißt Du eigentlich, dass Du mehr Hörner auf dem Kopf hast als ein Ziegenbock? Frag mal Deine Frau, was sie gestern Nachmittag um fünf im Motel Regina getrieben hat.

Er hatte seine Frau noch am selben Abend beim Abendessen gefragt.

«Und, was hast du heute so gemacht?»

«Vormittags war ich zu Hause, und nachmittags war ich mit Gianna verabredet.»

Gianna, ihre Busenfreundin, die alle ihre Geheimnisse kannte, die perfekte Komplizin. Ihm war die Lust vergangen, weitere Fragen zu stellen, ja, eigentlich bedauerte er es, überhaupt eine gestellt zu haben. Und außerdem, was hätte es ihm gebracht, wenn er mehr gewusst hätte?

Er stand auf, um den Safe zu verschließen, ließ aber die Briefe auf dem Schreibtisch zurück. Als er wieder Platz

nehmen wollte, fiel sein Blick aus dem Fenster. Er zuckte zusammen und blieb wie angewurzelt stehen.

Der Wagen der Bank war am Straßenrand geparkt, die hintere Tür angelehnt, der Chauffeur stand stocksteif neben ihr, bereit, sie aufzuhalten, sobald er ihn in der Haustür hätte auftauchen sehen.

Was machte er da? Er stellte sich vorsichtig ans Fenster, achtete aber darauf, dass der Chauffeur ihn hinter der Scheibe nicht erkennen konnte, sollte er zufällig nach oben schauen.

Hatte er etwa einen Termin vergessen, den er während der Abschiedsfeierlichkeiten mit einem Kollegen vereinbart hatte? Mit Verdini womöglich? Ja, Verdini, der seinen Platz einnehmen würde, hatte ihm zugeflüstert, dass sie sich unbedingt sehen müssten ... Aber er war sich sicher, dass sie keinen konkreten Termin vereinbart hatten.

Doch was sollte er lange herumgrübeln? Wenn man ihm den Wagen geschickt hatte, dann, ja dann ...

... musste er sich die Krawatte umbinden!

In dem Moment sah er, wie der Chauffeur sein Handy aus der Tasche zog und es sich ans Ohr hielt. Mit einer heftigen Bewegung warf der Mann die Wagentür zu, setzte sich hinter das Lenkrad, ließ den Motor an und fuhr los. Offenbar hatte man vergessen, ihm Bescheid zu geben, dass er ihn nicht mehr abholen musste. Er setzte sich auf seinen Schreibtischstuhl und betrachtete wieder die Briefe. Doch sein Entschluss stand fest. Er zog den großen Kristallaschenbecher heran, der aus rein ästhetischen Gründen dastand – bereits vor zehn Jahren hatte er mit dem Rauchen aufgehört –, zog die unterste Schreib-

tischschublade auf, fand eine Schachtel Streichhölzer, die gleich neben einem noch in Zellophan eingeschweißten Päckchen Zigaretten lag, zündete ein Streichholz an und verbrannte den ersten Brief.

Fünf Minuten später war das Zimmer voller Qualm, und im Aschenbecher lag ein schwarzes Häufchen Asche.

Er trat zum Fenster, um frische Luft hereinzulassen, und weil gerade niemand vorbeiging, leerte er den Aschenbecher einfach aus und nahm wieder Platz.

Ganz wie von selbst, ohne dass sein Gehirn ihr irgendeinen Befehl gegeben hätte, langte seine linke Hand nach oben zum Schreibtischaufsatz, doch weil sie nicht das vorfand, was sie jeden Morgen vorgefunden hatte, verharrte sie in der Luft.

Verblüfft betrachtete er seine eigene Hand. Bis ihm klar wurde, dass er nach den Zeitungen hatte greifen wollen, die der Pförtner ihm jeden Morgen auf den Schreibtischaufsatz gelegt hatte. Wahrscheinlich blätterte Verdini sie gerade durch.

Neben den beiden sizilianischen Zeitungen handelte es sich um *Il Sole – 24 Ore*, den *Corriere della Sera*, *La Stampa* und *La Repubblica*. Er hatte immer mit dem *Corriere* angefangen. Verdini hingegen würde bestimmt mit *Il Sole* beginnen.

Im Grunde hatte er die Zeitungen nicht wirklich gelesen, eher überflogen. Nur dem Wirtschaftsteil und den Lokalnachrichten hatte er etwas mehr Aufmerksamkeit gewidmet. Und den Todesanzeigen! Die hatte er sämtlich sorgfältig studiert.

Eine plötzliche Unruhe erfasste ihn. Nervös rutschte er

auf seinem Stuhl hin und her. Er musste seine Zeitungen haben, sie standen ihm zu!

Schließlich hielt er es nicht mehr aus. Er musste die Zeitungen haben, jetzt und sofort, auf diesem Tisch hatten sie zu liegen. Als er die Sprechanlage betätigte, war Giovanni sofort am anderen Ende der Leitung.

«Besorgen Sie mir meine Zeitungen!»

«Dieselben wie immer?»

«Ja. – Ach, Giovanni! Besorgen Sie sie mir ab sofort jeden Morgen und bringen Sie mir dazu frischen Kaffee.»

Das Telefon klingelte.

Er griff zum Hörer wie ein Verdurstender nach einem Glas Wasser: Um diese Uhrzeit hatte er im Büro schon fünfzehn Anrufe entgegengenommen.

«Hallo, Papa. Bist du's?»

Sein Sohn, aus London. Was das wohl wieder bedeutete? Wenn Luigi sich meldete, dann immer nur, wenn es Probleme gab. Einmal hatte er mit seinen Aktien bei einem Kurstief fürchterliche Verluste gemacht, ein anderes Mal hatte er sich den Arm gebrochen, ein drittes Mal Prügel von einem Unbekannten bezogen ... Und immer klang seine Stimme klagend, trostbedürftig. Aber er konnte ihm diesen Trost nicht spenden, hatte es nie gekonnt. Er war einfach nicht in der Lage, ihm in diesen Dingen die verstorbene Mutter zu ersetzen.

«Ja, der bin ich. Wie geht's?»

«Uns geht's gut. Eigentlich sogar sehr gut. Ich habe in der Bank angerufen, aber man hat mir gesagt, dass ...»

«... dass ich ab heute im Ruhestand bin.»

«Genieß deinen Ruhestand, Papa! Du hast ihn dir

wahrlich verdient. Ich wollte dir sagen, dass du in vier Monaten nicht nur Ruheständler, sondern auch noch Großvater sein wirst.»

Es verschlug ihm im wahrsten Sinne des Wortes die Sprache.

Nicht, weil er innerlich so bewegt war. Wie sollte er schon innerlich bewegt sein angesichts der Vorstellung, Großvater eines Kindes zu werden, das er wahrscheinlich niemals sehen und in den Armen halten würde? Ein richtiger Großvater war einer, der seinen Enkel zur Schule oder zum Kinderspielplatz brachte, der ihn Tag für Tag größer werden sah ... Nein, er war deswegen so sprachlos, weil er vollkommen vergessen hatte, dass sein Sohn seit dem vergangenen Jahr verheiratet war. Ja, er konnte sich nicht einmal mehr an den Namen seiner englischen Schwiegertochter erinnern.

«Wie ... Wie schön ...! Deine Frau ...»

«Jackie geht es ausgezeichnet. Und falls es dich überkommen sollte und du nach London fliegen willst, um deinen Enkel kennenzulernen, dann haben wir auch ein kleines Gästezimmer parat, mit einem Bett für eine Person, und du kannst so lange bleiben, wie du willst. Aber jetzt muss ich los. Ciao, Papa!»

«Ciao und grüß mir ...»

Aber Luigi hatte schon aufgelegt. Er hatte sich noch immer nicht ganz von seiner Überraschung erholt. Doch gleich darauf musste er an die Bemerkung seines Sohnes über das Gästezimmer mit dem Ein-Personen-Bett denken. Übersetzt hieß das: «Aber komm bloß nicht auf die Idee, deine Frau mitzubringen!»